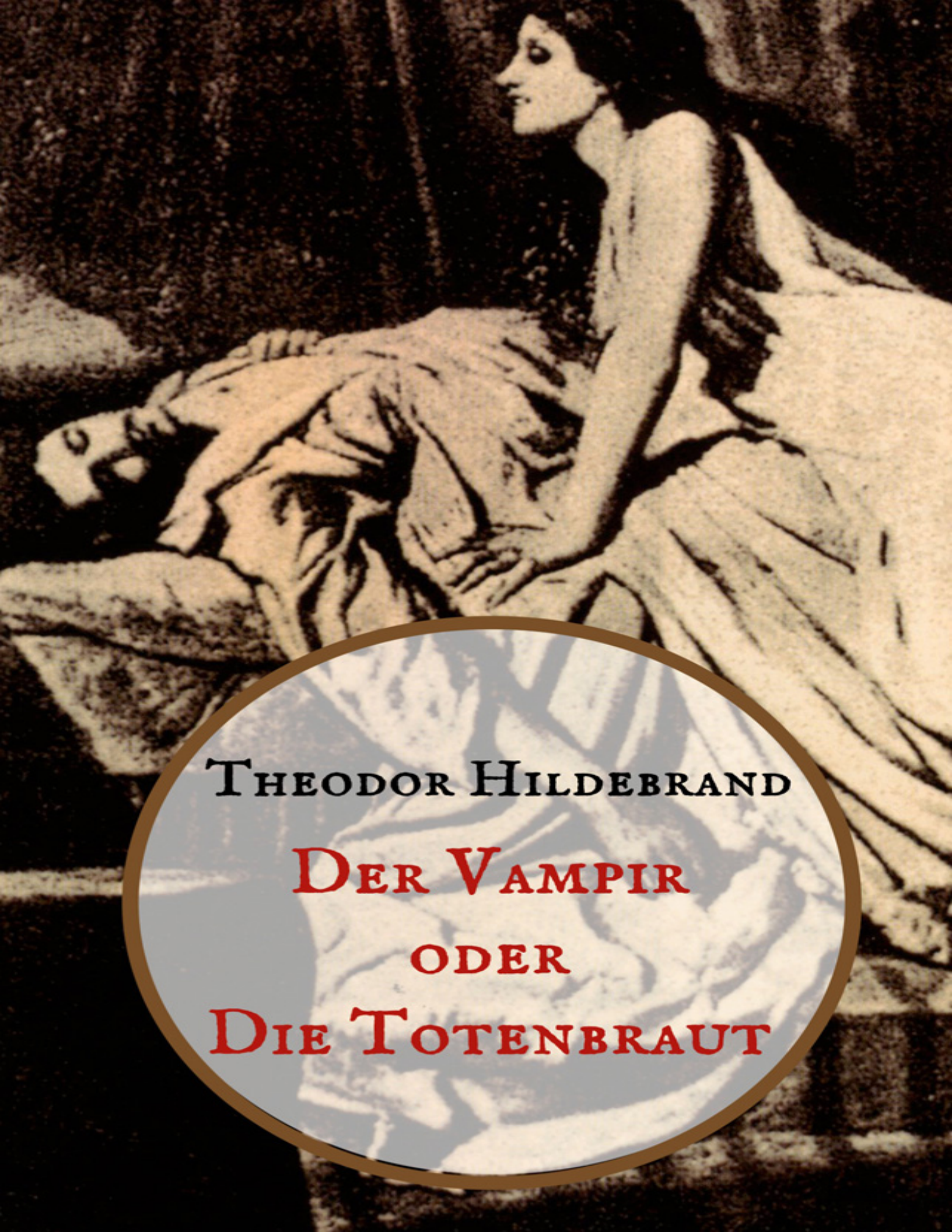




THEODOR HILDEBRAND

DER VAMPIR

ODER

DIE TOTENBRAUT

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil.

1. Kapitel.
2. Kapitel.
3. Kapitel.
4. Kapitel.
5. Kapitel.
6. Kapitel.
7. Kapitel.
8. Kapitel.
9. Kapitel.
10. Kapitel.
11. Kapitel.
12. Kapitel.

Zweiter Teil.

13. Kapitel.
14. Kapitel.
15. Kapitel.
16. Kapitel.
17. Kapitel.
18. Kapitel.
19. Kapitel.
20. Kapitel.
21. Kapitel.
22. Kapitel.
23. Kapitel.
24. Kapitel.

DER VAMPIR ODER DIE TOTENBRAUT

Erster Teil.

1. Kapitel.

EIN unglückliches, aber unverdientes Schicksal zwang den russischen Obersten Alfred Lobenthal, im Jahr 1818 seinen Abschied zu nehmen. Er begab sich nach Berlin, seinem Geburtsort, wo er gern sein Leben beschlosssen haben würde; aber sein Verhängnis hatte es anders über ihn bestimmt. Nach einem kaum halbjährigen Aufenthalt in dieser prächtigen Königsstadt trat Alfred eines Morgens tief bekümmert in das Zimmer seiner Gemahlin und kündigte ihr an, daß eine gebieterische Notwendigkeit ihn zwingt, Berlin zu verlassen und in einer entfernten Gegend einen einsamen Aufenthaltsort zu suchen, wo sie in Ruhe und Frieden leben könnten.

Helene, die Gemahlin des Obersten, erschrak über diese Neuigkeit, aber sie verlor den Mut nicht. Sie liebte ihren Gatten zärtlich, und ward ebenso von ihm wieder geliebt; den übrigen Teil ihres Glücks machten ihre Kinder aus, und wo sie sich auch befinden mochte, so war sie zufrieden, wenn sie nur von ihren Lieben nicht getrennt wurde; die Augenblicke der Muße, die ihr die Pflichten als Mutter und Hausfrau noch übrig ließen, drohten nirgends, ihr Langeweile zu machen, weil Musik und Malerei diesen Feind der Ruhe von ihr verscheuchen konnten. Daher war sie auch

eben nicht betrübt, als sie die unerwartete Neuigkeit erfuhr; kaum fragte sie ihren Gatten nach der Ursache dieses plötzlichen Entschlusses. Nur das wünschte sie zu wissen, ob vielleicht seine politischen Meinungen abermals Alfreds Sicherheit in Gefahr setzten. Nachdem sie hierüber beruhigt worden, und erfahren hatte, daß der Bankrott eines bedeutenden Handelshauses ihn um einen großen Teil seines Vermögens bringe, weshalb es notwendig sei, einige Jahre in der größten Zurückgezogenheit zu leben, umarmte sie ihren Gatten voll Zärtlichkeit und versicherte ihn, daß sie ohne Mühe das Geräusch der Hauptstadt mit der Einsamkeit des Landlebens vertauschen würde.

Der Oberst betrieb seine Abreise mit der größten Eilfertigkeit. Er wollte nicht einmal den Verkauf seines prächtigen Mobiliars abwarten, sondern bat einen Freund, dieses Geschäft an seiner Stelle zu übernehmen; und schon am folgenden Tag nach der Mitteilung seines Entschlusses an seine Frau reiste er mit ihr und seinen Kindern, nur von einem einzigen Bedienten begleitet, ab, ohne von seinen Bekannten und Verwandten Abschied genommen zu haben.

Sobald Alfred das Tor hinter sich hatte, schien er gleichsam von einer großen Last befreit zu sein. Seine Blicke, die unruhig hier und dort umherirrten, so lange er sich in der Stadt sah, nahmen plötzlich den Ausdruck der Ruhe an, als er sich im Freien befand; er schien jetzt freier atmen zu können, und seiner Frau lebhaft die Hand drückend, rief er aus: „Endlich haben wir die Stadt im Rücken! O, wie verhaßt ist sie mir, wie lange dauerte mir die Zeit, bis der Wagen zum Tor hinausfuhr!“

„Ist es möglich, lieber Alfred“, erwiderte seine Frau, „daß du so sprechen kannst? Ist denn Berlin nicht mehr deine Geburtsstadt? Hat sie allen Reiz für dich verloren, da du doch sonst immer mit Entzücken von ihr sprachst? Ist sie nicht mehr dieselbe Stadt, und kann sie dir deshalb mißfallen, weil sich unsere Lage geändert hat?“

„Ja, ich gestehe es“, antwortete der Oberst, „was mich sonst entzückte, mag ich jetzt kaum mit Augen sehen. Ich fühle, daß es mir unmöglich sein würde, nur noch einen Tag länger in Berlin zu bleiben.“

„Nun, so sei doch jetzt zufrieden, da wir diese dir so verhaßte Stadt schon im Rücken haben. Möchtest du in einer andern deine Ruhe wiederfinden, und alle unangenehme Erinnerungen vergessen!“

„Von welcher Stadt sprichst du denn, mein Kind?“

„Nun, von derjenigen, in welcher wir künftig wohnen werden. Wir befinden uns auf der Straße nach Potsdam; willst du vielleicht nach Dresden, nach Leipzig, oder noch weiter?“

„Ach, liebe Helene“, sagte der Oberst verlegen, „es wird mir schwer, dich ganz mit dem Opfer bekannt zu machen, das du mir bringen sollst. Denkst du, ich verlasse Berlin, um in einer andern Stadt zu wohnen? Ach nein, in meiner Lage gefällt mir nur die Einsamkeit! Liebe Helene! Wirst du dich nicht über meinen grausamen Entschluß beklagen? Ich will eine abgelegene ländliche Wohnung suchen, wo nichts...“

Eine plötzliche Röte überzog bei diesen Worten die schönen männlichen Gesichtszüge des Obersten; er hielt mitten in seiner Rede inne, und sah Helene mit einem unbeschreiblichen Blick an, in welchem indessen die schmerzhaftesten Empfindungen nicht zu verkennen waren.

Helene würde sich vielleicht hierüber beunruhigt haben, wenn sie geglaubt hätte, daß geheime Ursachen dem Schmerz ihres Gatten zum Grunde lägen. Allein sie wußte, wie sehr ihm der Verlust eines Teils seines Vermögens, bloß aus Liebe zu ihr und ihren Kindern, zu Herzen ging; sie kannte seine Zärtlichkeit für sie, und fürchtete, daß es ihn bekümmern möchte, sie mitten aus den Vergnügungen der großen Welt in die Einsamkeit des Landlebens zu versetzen. Ohne daher weiter über Alfreds Betragen nachzudenken, hielt sie sich bloß an den Schein, und sagte, ihrem Gatten die Hand drückend: „Beruhige dich, lieber Alfred; mir ist

wenig daran gelegen, welchen Winkel der Erde ich bewohne, wenn ich nur mit dir und meinen Kindern bin. Meine Pinsel und Farben sind hier in diesem Kästchen, meine Harfe wird mir nachgesandt: was könnte mir nun noch zu meinem Glück fehlen?“

„Wie, teure Helene, du fürchtest dich nicht vor dem einsamen Landleben?“

„Es würde der Fall sein, wenn ich von den drei mir teuren Wesen entfernt wäre; mit ihnen ist meine Zufriedenheit stets vollkommen.“

„O, von welcher Unruhe befreist du mich; denn ich glaube, daß du aufrichtig sprichst! Wohlan, so gestehe ich dir, daß nur die Einsamkeit und Zurückgezogenheit meinem jetzigen Zustand anpassend ist, daß ich der Entfernung von allem Geräusch des Lebens bedarf. Ich will also einen Zufluchtsort aufzufinden suchen, der nicht so nahe bei einer Stadt liegt, daß man uns belästigen wird, der aber auch nicht allzuweit entfernt ist, um aller Annehmlichkeiten der Städte entbehren zu müssen, wozu insbesondere auch die Hilfe der Arzneykunst gehört, wenn die Gesundheit Wilhelms und Julies (die Namen ihrer beiden Kinder) derselben bedürfen möchten.“

„Nun, Alfred, und wo denkst du diesen Zufluchtsort zu finden?“

„In Böhmen, nicht weit von Prag.“

„Es scheint mir aber, daß du bei allen deinen früheren Reisen noch nie in dieser Gegend gewesen bist. Hast du dort vielleicht Bekanntschaften, und kennst du schon den Ort unseres künftigen Aufenthalts?“

„Nein, durchaus nicht; ich überlasse alles dem Zufall, und gerade, weil ich in Böhmen völlig unbekannt bin, reise ich dorthin. Ich hoffe, daß so meine Spur völlig verloren gehen wird, daß ich dort keiner Verfolgung ausgesetzt sein werde... denn der Anblick der Menschen ist mir jetzt verhaßt. Ach, könnte ich die Vergangenheit aus meinem Gedächtnis

verwischen! Teure Helene, wie sehr wünschte ich, nur für dich gelebt zu haben!“

Diese zärtlichen Worte, die ihrer Natur nach Helene nur angenehm sein konnten, brachten indessen in ihrem Herzen eine gerade entgegengesetzte Empfindung hervor. Der Ton, Mit welchem ihr Gemahl sie ausgesprochen hatte, schien einen bitteren Vorwurf gegen sie selbst anzudeuten, und seine Physiognomie sagte dabei mehr als seine Worte. Helene liebte ihren Mann noch, wie in den ersten Tagen ihrer Ehe; bis jetzt hatte sich in ihrem Herzen noch nie eine eifersüchtige Empfindung geregt, weil Alfreds Betragen sie überzeugte, daß sie allein in seinen Gedanken herrschte; aber diese Ruhe konnte von einem Augenblick zum andern getrübt werden. Helene hatte bis jetzt noch nie ernstlich über das Leben ihres Mannes nachgedacht, das er vor der Bekanntschaft mit ihr geführt haben könnte; sie wußte, daß ein junger, hübscher Offizier nicht anders, als eine Menge verliebter Abenteuer gehabt haben konnte; aber sie glaubte, daß Alfred nicht Zeit gehabt hatte, sich Gefühlen hinzugeben, die nur dann erst gefährlich werden, wenn sie lange dauern. In dieser Hinsicht war also Helene frei von Unruhe; indessen stieg ihr doch jetzt der unglückliche Gedanke auf, daß wohl eine ältere Liebesintrige ihren guten Teil an der, so plötzlichen Reise, die einer übereilten Flucht glich, haben könnte.

Wie auch die Gedanken Helenes in dieser Hinsicht gewesen sein mochten, so hütete sie sich doch wohl, sie laut werden zu lassen; sie suchte vielmehr, sie zu unterdrücken, indem sie ein gleichgültiges Gespräch anfang. Hierbei kamen ihr die Fragen ihrer Kinder zu Hilfe, und Alfred, der sich über ihr unschuldiges Geschwätz freute, suchte ihre Neugierde zu befriedigen. Der Oberst bemerkte indessen, daß die Miene seiner Gemahlin ernster und nachdenkender geworden war; da er diesen Anschein von Kummer nur ihrer Abreise von Berlin zuschrieb, so gab er sich alle Mühe, sie durch seine Zärtlichkeit wieder

aufzuheitern, was ihm auch so gut gelang, daß Helene, von seiner Liebe zu ihr gerührt, alle ihre leeren Mutmaßungen beiseite warf, und sich ganz dem Glück überließ, mit ihrem Gatten und ihren Kindern leben zu können.

2. Kapitel.

KAUM war die Familie in Prag angekommen, so verlor der Oberst auch keinen Augenblick mehr, die einsame Wohnung ausfindig zu machen, nach welcher er sich so herzlich sehnte. Er wendete sich an einen Kommissionär, um zu erfahren, ob er irgendeine ländliche Wohnung, entfernt von allen großen Straßen, aber doch nicht zu weit von der Stadt entlegen, mieten oder kaufen könnte; und der Zufall entsprach hierbei völlig seinen Wünschen. Der Eigentümer des Schlosses R..., in einer romantisch schönen und fruchtbaren Gegend, ungefähr zwei Stunden von Prag, bewohnte dieses uralte Gebäude nicht; vergebens hatte er schon seit längerer Zeit Liebhaber des Landlebens gesucht, aber bis jetzt noch keinen Mieter finden können; daher ging er auch leicht in die Bedingungen ein, die ihm der Oberst Lobenthal machte, und der, kaum unterrichtet, daß das Schloß zu vermieten sei, dahin geeilt war, um es zu besichtigen. Entzückt von seiner Lage, die ganz so war, wie er sie wünschte, errichtete Alfred sogleich einen Mietsvertrag in gehöriger Form, und begab sich mit seiner Familie nach seiner neuen Wohnung. Die nötigen Möbel, einfach aber bequem, nicht prächtig, aber geschmackvoll, hatte er in der Stadt gekauft, und ließ sie unter Aufsicht eines alten Unteroffiziers von seinem Regiment nachkommen. Dieser, namens Werner, ebenfalls ein Deutscher, ein tapferer Soldat, war schon früher in Rußland mit einer kleinen Pension verabschiedet worden; allein aus Anhänglichkeit an seinen Obersten, der ihm einst in einer

Schlacht das Leben gerettet hatte, wollte er schlechterdings das Schicksal desselben teilen, und nahm bei ihm weniger die Stelle eines Bedienten, als eines treuen und völlig ergebenen Freundes ein. Eine Köchin und ein Hausmädchen, beide in Prag in Dienst genommen, machten das Hauswesen des Obersten vollständig; denn Helene und ihr Gemahl hatten auf allen Luxus verzichtet, weil er durchaus keinen Reiz mehr für sie gewährte.

Die ersten Tage nach ihrer Ankunft im Schlosse R... verflossen unter Beschäftigungen, die gewöhnlich mit der Veränderung des Wohnsitzes verbunden sind. Die Arbeiter waren in jener Gegend selten zu haben, oder ungeschickt, und die ganze innere Einrichtung beruhte daher auf des Obersten und Werners Tätigkeit. Sie leimten die Tapeten an, Hingen die Spiegel auf, stellten die Möbel an ihren Ort, schlugen die Betten auf, usw. und ihre Hände, nur gewohnt, die Waffen zu führen, wußten sich äußerst geschickt der Werkzeuge friedlicher Arbeiter zu bedienen.

Auch Helene war ihrerseits nicht müßig; die Wäsche, die Küche, die Speisekammer gaben ihr vollauf zu tun, sie vernachlässigte nichts, und indem die beiden Gatten so miteinander arbeiteten, verschönerten sie ihre Zeit durch die Ergießungen ihrer Zärtlichkeit und durch die Glückseligkeit eines vollkommeneren gegenseitigen Vertrauens. Doch mitten unter diesen leichten Arbeiten verdunkelte oft eine plötzliche Erinnerung die heitere Stirn des Obersten; ein unwillkürliches Erbeben, das er sogleich wieder zu unterdrücken suchte, bewies, daß ihn ein geheimer Kummer drücken müsse, und mehr als einmal mußte Helene ihr Gesicht abwenden, um ihrem Gatten nicht noch mehr Unruhe zu verursachen, wenn er sähe, daß sie seinetwegen ebenfalls bekümmert sei.

Öfters schien Alfred wieder völlig heiter zu sein; die Gegenwart seiner Kinder machte ihm Vergnügen, und sehr häufig nahm er an ihren unschuldigen Spielen teil; bald beschäftigte er sich mit seiner Flöte, bald durchstrich er,

von einem Jagdhund begleitet, die zahlreichen umliegenden Täler und Berge. Hier aber, von dickem Gebüsch umgeben, setzte er sich oft am Fuß einer Eiche nieder, und überließ sich seinen Träumereien, welche dann mehrere Stunden lang dauerten. Erst die einbrechende Abenddämmerung, oder einige vorübergehende Landleute weckten ihn aus seinem fast bewußtlosen Zustand; er schlug sich dann heftig vor die Stirn, und eilte schnellen Schrittes nach dem Schloß zurück.

Hätte Helene nur Geschmack für die Vergnügungen der großen Welt gehabt, so würde sie sich in ihrem jetzigen Aufenthalt äußerst unglücklich gefühlt haben. An Gesellschaft war hier wenig zu denken; die in der Nähe wohnenden Herrschaften kamen nur im Sommer aufs Land, und sechs Monate lang im Jahr würde es niemand von ihnen gewagt haben, sich zwischen die Berge und Felsen zu begeben, die im Winter fast gänzlich unzugänglich waren. Wir haben aber schon gesagt, daß Helene in sich selbst vortreffliche Hilfsmittel zum Zeitvertreib fand. Wenn das Hauswesen ihre Tätigkeit nicht in Anspruch nahm, so vergnügte sie sich durch Musik, Malerei und das Lesen der besten Werke unserer schönen Literatur, oder sie fand hinreichenden Genuß in der Gesellschaft ihres Mannes und ihrer Kinder.

Ein ganzes Jahr verging, ohne daß irgendeine außerordentliche Begebenheit eine Abwechslung in dem stillen und einförmigen Leben der Familie Lobenthal hervorgebracht hätte. Je mehr die Zeit verfloß, desto mehr erlangte der Oberst seine Ruhe wieder, und keine unangenehme Erinnerung schien ihn mehr zu belästigen. Helene, die ihren Gatten sehr genau beobachtet hatte, freute sich heimlich darüber. Nur selten war Alfred jetzt vom Schloß abwesend; er ging nicht mehr so häufig, wie im Anfang, auf die Jagd, sondern war fast immer bei seiner Frau und seinen Kindern, mit deren Erziehung er sich beschäftigte; zum Zeitvertreib ließ er sich auch die

Verschönerung des Schloßgartens angelegen sein, den er mit mehreren seltenen und schönen Blumen bereichert hatte.

Auch der Winter war an diesem einsamen und abgelegenen Ort für Alfred und Helene nicht ohne allen Reiz, denn sie verstanden, sich selbst genug zu sein. Wenn der häufig fallende Regen die Wege in der Umgegend so verdorben hatte, daß es völlig unmöglich war, spazieren zu gehen, so diente der weite Saal des Schlosses zum gymnastischen Tummelplatz, wo Vater und Kinder sich für die körperliche Ausbildung der letzteren heilsamen Leibesübungen überließen. Ohne Unterlaß hallte dann von den langen und hohen leeren Wänden ein lautes und herzliches Gelächter wieder. Den Stunden des Vergnügens folgte ein lehrreicher Unterricht; die Abende verflossen unter angenehmen Erzählungen, womit Helene ihre beiden kleinen aufmerksamen Zuhörer in Erstaunen setzte, und voll Entzücken betrachtete dann Alfred dieses Gemälde der häuslichen Glückseligkeit. Man achtete nicht der Stürme, des Schnees und Regens, der gegen die Fenster prasselte, und nach und nach verschwand jede Erinnerung an eine bittere Vergangenheit.

Auch der nächste Frühling verfloß in dieser angenehmen Ruhe. Um die Mitte des Monats Juli erhielt aber der Oberst einen Brief, der ihn mit neuem Kummer erfüllte. Er hatte eine Schwester, die in Stettin an einen königlichen Beamten verheiratet war. Gegenseitiges Unrecht unter den beiden Gatten, die beide noch jung und vielleicht Sklaven ihrer Leidenschaften waren, hatte schon mehrere unangenehme Auftritte unter ihnen herbeigeführt, die sich noch täglich vervielfältigten. Ein gemeinschaftlicher Freund dieser beiden Unglücklichen, der einen öffentlichen Ausbruch ihrer Uneinigkeiten fürchtete, hielt es für seine Pflicht, den Obersten von dem, was vorging, zu benachrichtigen. Er forderte ihn auf, keine Zeit zu verlieren, und nach Stettin zu eilen, weil, wie er glaubte, seine Gegenwart allein imstande

wäre, die beiden Gatten auf die Dauer wieder miteinander zu versöhnen.

Dem Obersten kam diese unangenehme Mitteilung sehr ungelegen. Es schien ihm zu hart, sich aus dem Schoß seiner glücklichen Familie entfernen zu sollen, um wieder in die Welt zurückzukehren, deren verhaßten Geräusch er nun schon entgangen war. Zwar machte ihm sein Herz Vorwürfe wegen seiner Gleichgültigkeit gegen seine junge Schwester, für die er die Stelle eines Vaters zu vertreten hatte; er fühlte, wie nützlich ihr sein guter Rat sein könnte, wodurch er vielleicht imstande wäre, sie vor dem Abgrund des Unglücks zu bewahren, dem sie unbedachtsam entgegenzueilen schien; allein von der andern Seite sollte er sich von seiner zärtlichen Gattin, von seinen Kindern auf unbestimmte Zeit entfernen; das Opfer war ihm zu groß. Er wußte lange nicht, was er tun sollte; ehe er indessen einen Entschluß faßte, suchte er durch schriftliche Ermahnungen auf seine Schwester einzuwirken. Solche Vorstellungen konnten aber da kein Gehör finden, wo heftige Leidenschaften laut ihre Stimmen erhoben; die beiden Gatten klagten einander gegenseitig in den Antworten an, die sie ihrem Schwager zukommen ließen, und dachten nicht daran, sich wieder auszusöhnen. Endlich gedieh ihre Uneinigkeit auf einen solchen Punkt, daß Alfreds Schwester keinen Anstand nahm, das Haus ihres Mannes zu verlassen, und sich nach dem Landgut einer ihrer Freundinnen zurückzuziehen.

3. Kapitel.

ALS der Oberst diese letztere Nachricht erhielt, zögerte er nicht länger; er machte sich Vorwürfe, nicht schon früher abgereist zu sein, und schob auf sich selbst einen Teil der Schuld an dem von seiner Schwester begangenen Fehler.

Jetzt mußte so schnell als möglich Hilfe geleistet werden, und nachdem er Helene um Rat gefragt hatte, die völlig seiner Meinung war, begab er sich nach Prag, von wo er mit Extrapost weiter nach Stettin eilte. Er reiste ganz allein ab, und ließ zum Schutz für seine Frau und Kinder den rechtschaffenen und furchtlosen Werner zurück, den er in allem, was das Interesse seiner Familie betraf, als sein zweites Selbst betrachten konnte. Helene mußte ihren ganzen Mut zusammennehmen, um sich beim Abschied von ihrem Gatten zu fassen. Dies war die erste Trennung von ihm, aber sie wußte ihren Schmerz in sich zu verschließen, und zeigte nur soviel davon, als ihr völlig unmöglich war zurückzuhalten.

„Ach, Geliebter!“ rief sie unter einem Strom von Tränen aus; „eile, daß du zu mir zurückkehrst! Erst jetzt wird mir dieser Ort hier als eine wirkliche Wüstenei erscheinen; ich werde völlig allein sein, sobald ich dich nicht mehr sehe.“

Alfred versuchte, der zärtlichen Helene einigen Trost einzuflößen. Schon befand man sich im Monat September, und er versprach ihr, spätestens im Monat Dezember wieder zu kommen, hinzusetzend: daß sie seiner Zärtlichkeit wohl soviel Vertrauen schenken würde, um zu glauben, daß er selbst nichts sehnlicher wünschen könnte, als noch weit früher in ihre Arme zu eilen, wenn es nur irgend möglich wäre. Aber wie vergeblich sind alle Trostgründe in dem Augenblick der Trennung! Man fühlt nichts, als das gegenwärtige Übel, und es drückt uns danieder. Die Zukunft ist in solcher Stimmung gleichgültig, die Hoffnung verliert allen ihren Zauber, und man kennt nur die Qual der Gegenwart.

In den ersten Tagen nach Alfreds Abreise war Helene gleichsam in einem Zustand der Bewußtlosigkeit. Ihr Geist, von hundert peinlichen Vorstellungen angegriffen, ward für eine abergläubische Furcht empfänglich, und nur mit einem geheimen Schauer ging sie des Abends die Treppe hinauf und durch den großen Saal. Die Einbildungskraft, die stets

bereit ist, alles herbeizuziehen, was uns in Schrecken setzen kann, verdoppelte ihre Lebendigkeit, um Helene mit Schrecken zu erfüllen. Die geringste Kleinigkeit war hinreichend, sie in Furcht zu setzen; oft stand sie plötzlich zitternd still, weil sie ein sonderbares Geräusch gehört zu haben glaubte, oder sie machte ihre Augen zu, aus Scheu, irgendeine fürchterliche Erscheinung zu erblicken. Die Gesellschaft ihrer Kinder war an den Abenden, die schon lang zu werden anfangen, nicht mehr hinreichend, um sie zu beruhigen; sie rief nach dem treuen Werner und nach Lisette, der Köchin, einem guten, aber höchst abergläubischen, furchtsamen Mädchen, und behielt beide stundenlang bei sich, unter dem Vorwand, ihnen Befehle für den folgenden Tag zu geben, oder ihnen Rechenschaft von dem, was sie den Tag über getan hatten, abzufordern.

Es mag auf dem Land auch noch so einsam sein, die Häuser mögen auch noch so weit voneinander entfernt liegen, so ist dies alles doch nicht imstande, die Neugierde der Landbewohner einzuschränken. Für diese Klasse von Menschen ist die gewöhnlichste Begebenheit etwas wichtiges, sie geben auf die geringste Kleinigkeit acht, und alles wird den Nachbarn treulich wiedererzählt. So war es auch bei der Ankunft der Familie Lobenthal im Schlosse R... Was für übertriebene Dinge erzählte man sich von ihr, was für lächerliche Märchen wurden auf ihre Rechnung verbreitet! Aber die Zeit verfloß, und ein und derselbe Gegenstand kann nicht stets zur Unterhaltung dienen; daher schien die Familie Lobenthal, nach Verlauf von fünfzehn Monaten, im Land völlig eingebürgert zu sein, und man trat sogar mit der Dienerschaft in freundschaftliche Verhältnisse, so daß die Männer im Stall mit Werner, die Weiber in der Küche mit Lisette häufig Unterhandlungen anspannen, und ihnen erzählten, was sie sonntags vor der Kirchtür neues gehört hatten.

Lisette und Werner erzählten gerne, wenn Gelegenheit dazu war, ihrer Frau wieder, was sie gehört hatten, und

Helene errötete innerlich über das seltsame Vergnügen, das sie dabei genoß, ihnen zuzuhören; indessen war ihr, während der Abwesenheit ihres Mannes, Zerstreuung nötig, und gleichviel, welchen Gegenstand man vor ihr abhandelte: sie zog das albernste Geschwätz immer noch der Einsamkeit vor.

Schon war der Oberst seit länger als einer Woche nicht mehr im Schloß, als Lisette eines Abends mit so wichtiger Miene ins Zimmer trat, daß Helene nicht daran zweifeln konnte, sie habe ihr eine außerordentliche Neuigkeit mitzuteilen. Sie irrte sich nicht; sobald das gute Mädchen sich bei der Lampe niedergesetzt hatte, die ihr zu ihrer Abendarbeit leuchtete, fing sie an: „Von nun an, Frau Oberstin, werden wir nicht mehr so ganz allein in dieser Gegend sein; das Land hier wird immer mehr bevölkert, die Anzahl der Fremden vermehrt sich; und wenn das so fortgeht, so wird man bald, wie man im Dorf sagt, des Montags einen Markt auf unserem Schloßplatz abhalten können.“

„Ei, mein Gott“, antwortete Helene erstaunt, „wer sind denn die zahlreichen Einwohner, die sich in der Gemeinde angesiedelt haben?“

„Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll, Frau Oberstin, so sind es eben noch nicht viel, aber das wird noch kommen. Fürs erste ist da schon der Herr Oberst Lobenthal mit seiner Familie, und dann eine Dame, deren Geschichte und Herkunft man noch nicht kennt, und die das kleine Haus dort unten im Tal, mitten im Wald, gekauft hat.“

„Da hat sie sich eine sehr einsame Wohnung gewählt, und sie muß entweder viel Mut besitzen, oder ein großes Gefolge bei sich haben, wenn sie ohne Furcht in diesem Haus bleiben kann.“

„Dieser Meinung ist auch das ganze Dorf, und dennoch ist sie ganz allein; denn ein alter Bedienter kann hier gar nicht in Anschlag kommen, weil er so abgelebt, so bleich und hinfällig ist, daß er weniger einem Lebendigen, als einem

Bewohner der andern Welt ähnlich sieht. Was die Dame betrifft, so sagt man, daß sie schön ist, obgleich ihre Miene etwas ganz Außerordentliches haben soll. Ich kann übrigens nichts Näheres davon berichten, weil ich sie noch nicht gesehen habe; aber am nächsten Sonntag müßte ich sehr krank sein, wenn ich in der Kirche fehlen sollte. Die Dame wird doch ohne Zweifel dort sein, und dann will ich sie genau betrachten, daß ich Ihnen einen vollkommeneren Bericht abstatte kann, wenn Sie selbst zufällig nicht imstande sein sollten, sie zu sehen.“

„Ich bezweifle nicht, Lisette, daß du sie genau betrachten wirst; aber was spricht man jetzt von ihr? Weiß man, aus welchem Grund sie sich gerade gegen den Winter eine so wenig angenehme Wohnung gewählt hat? Ist sie aus Prag? Ist sie Witwe, oder unverheiratet?“

„Man hat alle diese Fragen schon an ihren Bedienten gerichtet, ohne die geringste genügende Antwort zu erhalten; denn dieser Bediente soll ein mürrischer und äußerst grober Mensch sein. Seine Antworten sind: Ja, nein; vielleicht: das geht Euch nichts an; was er kauft, bezahlt er, ohne weiter ein Wort zu sprechen, und entfernt sich dann sogleich wieder. Soviel weiß man indessen schon gewiß, daß diese Leute keine Deutschen sind; denn sie haben eine ganz seltsame Aussprache, und unter sich bedienen sie sich fremder, unverständlicher Worte.“

„Ist denn diese Dame schon lange hier?“ fragte Helene, die schon den Wunsch fühlte, in der Fremden eine Gesellschafterin zu finden, die einige Abwechslung in ihrer einfachen, gleichförmigen Lebensart hervorbringen könnte.

„Sie ist an demselben Tag hier angekommen, wo der Herr Oberst abreiste. Anfangs stieg sie bei dem Schäfer Paul ab, und fragte ihn, ob nicht in der Nähe irgendein Haus zu mieten oder zu kaufen sei? Paul erwiderte, daß die Gebrüder Gierschmann das kleine Haus im Wald verkaufen wollten; sie ließ sie sogleich herbeiholen, handelte mit ihnen, und schlief schon in derselben Nacht in ihrem neuen Wohnsitz.

Paul und die beiden Gierschmann haben anfangs aus dieser Begebenheit ein Geheimnis gemacht, wahrscheinlich weil sie der armen Dame eine übermäßig große Summe für das Haus abgenommen haben. Aber am Ende kommt doch alles heraus: die Geschichte wurde bekannt, und ich bin nicht die letzte, die sie erfahren hat. Vor einer Stunde habe ich sie von der Frau des Nachtwächters gehört, und ich würde gegen meine Pflicht gehandelt haben, wenn ich Ihnen nicht sogleich alles mitgeteilt hätte.“

Helene dankte Lisette durch eine Verneigung des Kopfes für ihren guten Willen, und nahm sich vor, sobald als möglich Bekanntschaft mit der fremden Dame zu machen.

Während dieses langen Gesprächs schwieg Werner, der ebenfalls gegenwärtig war, und schüttelte von Zeit zu Zeit mit dem Kopf. Diese Bewegung und sein Stillschweigen fielen der Oberstin auf, daher sie ihn fragte, ob er Mißtrauen gegen die unbekannte Dame hege?

„Ei“, erwiderte Werner, „ich sehe eben nichts Gutes in ihrem Erscheinen in hiesiger Gegend. Eine junge Frau, die auch hübsch sein soll, wie man sagt, kommt mit einem einzigen Bedienten hierher, um sich in ein abgelegenes Haus einzuschließen: scheint dies ganz in der Ordnung zu sein? Hat sie einen Mann? Wo ist ihre Familie? Sollte sie nicht eine Abenteurerin sein? Ich habe ehemals genug von diesen geheimnisvollen Prinzessinnen bei unseren Offizieren gesehen, die anfangs alle Blicke scheuten, und sich sorgfältig eingezogen hielten, bis sie irgendeinen Fang gemacht hatten. Dann erschienen sie am hellen Tag, und zeigten ihre Reize, ihre Pracht und ihr schlechtes Betragen; hatten sie nun die Frucht rein ausgesogen, so verschwanden sie plötzlich, wie die Irrwische, die wir oft dort unten auf dem Morast erblicken.“

„Ich glaube es wohl“, antwortete Helene, „daß man in einer großen Stadt solche unglückliche Geschöpfe antrifft, die, um einen desto besseren Handel mit ihren Reizen zu machen, die Neugierde durch das Dunkel zu reizen suchen,

mit dem sie sich umhüllen; aber hier in R..., mein guter Werner, was sollte eine solche Person hier suchen? Wo ist hier der reiche Partikulier, den sie verführen könnte? Ich weiß in der ganzen Gegend nur Familien, die in der vollkommensten Eintracht leben, und überdies binnen kurzem das Land bis zum künftigen Sommer verlassen werden. Kann aber diese Dame nicht Unglücksfälle erlitten haben? Schämt sie sich nicht vielleicht, in der Welt auf einem niedrigeren Fuß zu leben, als ihr früher ihrem Rang nach zukam? Und wird wohl eine heutige Sirene mitten im Wald, fern von jeder Straße, ihren Aufenthalt wählen? Wird sie sich nicht vielmehr den Orten nähern, die häufig von Reisenden besucht sind? Nein, mein lieber Werner, dein Verdacht ist ungerecht; man muß von seinem Nächsten nichts Übles denken, als wenn offenbare Gründe dazu vorhanden sind.“

Werner erwiderte nichts, aber er schien keineswegs überzeugt zu sein. Ihm diente seine Erfahrung zur Richtschnur, wonach er alles beurteilen zu können glaubte, was ihm jetzt begegnete.

Der folgende Tag war außerordentlich schön. Gegen Abend gingen die Kinder unter Werners Aufsicht spazieren, und der Zufall führte sie nach dem nahegelegenen Wald, während Helene selbst sich nicht so weit vom Schloß entfernte, sondern nur bis nach dem Dorf hinunterging, wo sie mit den Landbewohnern, denen sie begegnete, von der nahe bevorstehenden Ernte plauderte. Alle erzählten ihr aber von der fremden Dame; ihre Ankunft hatte die allgemeine Neugier gereizt, und man belauschte daher jeden ihrer Schritte. Man wußte, daß sie gegen Abend ihre Wohnung verließ, um in der Umgegend spazieren zu gehen; so lange aber die Sonne noch am Himmel stand, zeigte sie sich nur höchst selten. Den ganzen Tag brachte sie in einem Zimmer ihres oberen Stockwerks zu, wo niemand sie zu sehen bekam. Ihr alter Bedienter verrichtete sämtliche Geschäfte des Hauswesens, aber er sah stets so mürrisch